

Leipziger Stadtgeschichte

Jahrbuch 2013



Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins herausgegeben
von Markus Cottin, Detlef Döring und Gerald Kolditz

**Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins e. V.
herausgegeben von Markus Cottin, Detlef Döring und Gerald Kolditz**

Anschrift der Redaktion:

Leipziger Geschichtsverein e. V., Redaktion Leipziger Stadtgeschichte
Markt 1, 04109 Leipzig, e-mail: vorstand@leipziger-geschichtsverein.de

Beitragsmanuskripte, Leserzuschriften und Rezensionsexemplare senden Sie bitte an die Redaktion, für unverlangt eingesandte Manuskripte kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Jahrbücher Leipziger Stadtgeschichte erscheinen jährlich.
Einzelpreis: 15 €, Abonnementpreis incl. Versandkosten 13 €
(für Mitglieder des Vereins frei).

Bildnachweis Umschlag: Ehrenpforte (Siegesbogen) am Standort
des früheren äußeren Grimmaischen Tores (aus: Die Gartenlaube Nr. 46/1863, S. 725)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 1437-8604

ISBN 978-3-86729-129-3

ISBN (PDF) 978-3-86729-529-1

Alle Rechte vorbehalten

© Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2014

Umschlaggestaltung: Birgit Röhling, Markkleeberg

Herstellung: PögeDruck, Leipzig-Mölkau

Printed in Germany

www.sax-verlag.de

Inhalt

Tagungsbericht »Stadt und Krieg« 6. Tag der Stadtgeschichte des Leipziger Geschichtsvereins 2013	6
---	---

BEITRÄGE, BERICHTE UND MISZELLEN

<i>Karlbeinz Hengst</i> Die sprachlichen Verhältnisse im Raum Leipzig vor 1000 Jahren	9
<i>Christian Schatt</i> Die Leipziger Tischlerinnung	25
<i>Gerald Kolditz</i> Die Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig im Jahr 1863	87
<i>Marie-Louise Monrad Møller</i> Wagner im Schatten – Die Geschichte des Richard-Wagner-Denkmal in Leipzig	111
<i>Thomas Stein</i> Die Aktion »Entartete Kunst« im Museum der bildenden Künste Leipzig	163
<i>Jens Trombke</i> »Daß der »Schwarze Peter« eine Ruine ist ...«. Von der Dramatik der Rettung der Leipziger Peterskirche seit ihrer Bombardierung im Zweiten Weltkrieg 1943	191
<i>Birgit Horn-Kolditz</i> Zwischen friedlicher Revolution und freien Wahlen. Zur Arbeit des Runden Tisches der Stadt Leipzig und dessen Überlieferung im Stadtarchiv	223

PERSONALIA

- Siegfried Hoyer*
Karl Czok zum Gedenken 239

REZENSIONEN

- Markus Cottin*
Bearbeiter Eckhart Leisering:
Regesten der Urkunden des Hauptstaatsarchivs Dresden 1366–1380 241

- Thomas Krzencik*
Bearbeiter Jens Kunze: Das Leipziger Schöffnenbuch 1420–1478 (1491) 243

- Gerald Kolditz*
Susanne Schötz (Hrsg.), Sebastian Kusche (Red.): Leipzigs Wirtschaft
in Vergangenheit und Gegenwart. Akteure, Handlungsspielräume,
Wirkungen (1400–2011) 245

- Carla Calov*
Michael Maul: »Dero berühmter Chor«. Die Leipziger Thomasschule
und ihre Kantoren (1212–1804) 248

- Caroline Köbler*
Theresa Schmotz: Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahr-
hundert. Eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben 251

- Gerald Kolditz*
Sachsen und Leipzig in der napoleonischen Zeit 1806 bis 1813.
Ausgewählte Publikationen aus dem Jubiläumsjahr 2013 253

- Anett Müller*
Arntraut Kalthorn: Alexander Neroslov. Ein Maler im Deutschland
des 20. Jahrhunderts. Eine biografische Collage 257

- Birgit Horn-Kolditz*
Frauke Gränitz: Daten und Fakten zur Leipziger Stadtgeschichte 259

Katharina Neef

Dirk Schuster und Martin Bamert (Hrsg.): Religiöse Devianz in Leipzig.
Monisten, Völkische, Freimaurer und gesellschaftliche Debatten.

Das Wirken religiös devianter Gruppierungen im Leipzig des 20. Jh. 262

Birgit Horn-Kolditz

Horst Riedel: Stadtlexikon Leipzig von A bis Z

264

Thomas Bertz

Heinz Peter Brogiato: Über den Dächern von Leipzig. Luftbilder 1909–1935

267

Siegfried Hoyer

Elise Catrain: Hochschule im Überwachungsstaat.

Struktur und Aktivitäten des Ministeriums für Staatssicherheit
an der Karl-Marx-Universität Leipzig (1968/69–1981)

270

Autorenverzeichnis

272

Tagungsbericht

Stadt und Krieg

6. Tag der Stadtgeschichte des Leipziger Geschichtsvereins 2013

Die in Vorbereitung auf die Tausendjahrfeier Leipzigs 2015 jährlich stattfindenden »Tage der Stadtgeschichte« präsentieren seit 2009 jeweils ein Thema, das in voller zeitlicher Breite vom Mittelalter bis in die Gegenwart behandelt werden kann. Angesichts des Doppeljubiläums »200 Jahre Völkerschlacht« und »100 Jahre Völkerschlachtdenkmal« lag es daher nahe, die Tagung vom 7. bis 9. November 2013 dem Rahmenthema »Stadt und Krieg« zu widmen. Hierfür stand mit dem Alten Ratsplenaal des Neuen Rathauses ein würdiger Veranstaltungsort zur Verfügung. Die konzeptionelle und inhaltliche Vorbereitung und Durchführung lag in diesem Jahr beim Unterzeichner. Er konnte in bewährter Weise auf die logistische Unterstützung von Sebastian Kusche zählen.

Wie in den Vorjahren auch war die Auswahl der Vorträge von der Überlegung bestimmt, dass zum einen die zeitlichen Großepochen Mittelalter/Frühe Neuzeit, 19. Jahrhundert und das 20. und beginnende 21. Jahrhundert angemessen berücksichtigt, zum anderen aber auch unterschiedliche historiographische Herangehensweisen mit politik- und sozial-, alltags- oder kulturgeschichtlicher Fragerichtung gewählt werden sollten. Die hierdurch gegebene Vielfalt der Perspektiven vermittelte ein lebendiges, nicht selten auch erschütterndes Bild von den Auswirkungen der Kriege auf die Stadt und ihre Bewohner. Kriege zählten, darauf wurde schon eingangs hingewiesen, für frühere Generationen zu den ständig vor Augen stehenden Plagen; sie waren eher die Regel, nicht die Ausnahme. Und die alten Handelsstraßen, die sich in Leipzig kreuzten, waren eben auch Heerstraßen, sodass die Ebenen vor Leipzig wiederholt zu Schlachtfeldern wurden. Die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts zogen dann auch die Stadt selbst über Jahre in Mitleidenschaft. Jedenfalls fand das Rahmenthema über alle drei Tage hinweg bemerkenswert lebhaftes Interesse beim Publikum.

In gleichfalls bewährter Weise war das wissenschaftliche Kolloquium in drei Sektionen gegliedert, die von Detlef Döring, Susanne Schötz und dem Unterzeichner moderiert wurden. Den Auftakt bildete ein breit angelegter Überblick von Enno Bünz, einem der Herausgeber der geplanten vierbändigen Wissenschaftlichen Stadtgeschichte. Er ließ unter der erkenntnisleitenden Frage »Eine wehrhafte Stadt?« die mittelalterliche Kriegs- und Militärgeschichte Leipzigs Revue passieren und erklärte die vergleichsweise geringe Häufigkeit von Kriegen im mittelalterlichen Sachsen mit der kraftvollen Friedenswahrung durch den Landesherrn, dem Leipzig Heerfolge zu leisten hatte. Der Son-

derfall der Hussitenkriege in Sachsen und Leipzig wurde von Thomas Krzenck überaus sachkundig dargestellt, wobei der Referent betonte, dass die Niederlage in der Schlacht bei Aussig (1426) und die Belagerung Leipzigs (1429/30) schockierende Nachwirkungen hinterlassen hätten.

Dies gilt in noch stärkerem Maße für die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts. Der Dreißigjährige Krieg wurde von Peter Leonhardt unter mediengeschichtlicher Fragestellung behandelt, indem der Vortragende am Beispiel der Leipziger Flugblattpublizistik die Wahrnehmung und Deutung des Krieges durch die (lutherischen) Zeitgenossen untersuchte. Dagegen interpretierte Christoph Zeumer die langjährige Besetzung und Ausplünderung Leipzigs im Siebenjährigen Krieg 1756–1763 als den Versuch des preußischen Königs Friedrichs II., Sachsen und namentlich die Messestadt zur Finanzierung des Krieges heranzuziehen.

Das 19. Jahrhundert war mit drei Vorträgen vertreten, und zwar zunächst mit Elke Schlenkrichs Streifzug durch den Kriegsalltag Leipzigs während der Völkerschlacht, als zeitweilig mehr Verwundete als Bürger in der Stadt weilten und mehr als ein Zehntel der Bevölkerung den Folgen einer Typhusepidemie erlag. Sebastian Schaar stellte in einem Folgebeitrag Leipzig als Garnisonsstadt vor, die Ende des 19. Jahrhunderts nach Dresden das zweitgrößte Truppenkontingent Sachsens in ihren Mauern beherbergte. Politik-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte kamen schließlich in Johanna Sängers Vortrag über das zu DDR-Zeiten abgerissene Siegesdenkmal auf dem Marktplatz zur Sprache. Die Referentin interpretierte es nicht nur als Erinnerungszeichen an die Einigungskriege, sondern vor allem als Zeichen des Einverständnisses des Leipziger Bürgertums mit der kleindeutsch-großpreußischen Reichseinigung von 1871.

Der erste Tag klang aus mit einem fulminanten, freilich auch gelegentlich zum Widerspruch reizenden Abendvortrag von Harald Meller, dem Direktor des sachsen-anhaltischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie. Er behandelte sein Thema »Schlachtfeldarchäologie in mitteldeutscher Perspektive« an Hand der großflächigen Ausgrabungen bei Lützen, wo 1632 Gustav Adolf und Wallenstein aufeinandertrafen und der schwedische König fiel, stellte es aber zugleich auch in die größeren Zusammenhänge gewaltsamer Auseinandersetzungen in der Ur- und Frühgeschichte, deren Spuren im mitteldeutschen Raum ergraben und archäologisch gesichert werden konnten.

Die dritte Sektion zum 20. Jahrhundert füllte den zweiten Tag des Kolloquiums. Sie begann mit einem Vortrag des Unterzeichners über Leipzig im Ersten Weltkrieg, wobei herausgestellt wurde, dass die Auswirkungen und Folgen des Krieges, anders als nach der »Auguststimmung« 1914 zu erwarten, in der Stadt zu einer massiven Verschärfung der Klassengegensätze zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft führten.

Dem ungleich besser erforschten Zweiten Weltkrieg waren drei Beiträge gewidmet. Steffen Helds Referat über Fremd- und Zwangsarbeit in den Leipziger Rüstungsbetrieben ließ zugleich die ausbeuterische und rassistische Dimension der nationalsozialistischen

Herrschaft in den Blick treten, während Ronald Lambrecht in seinen Ausführungen über Leipzig als Rüstungsstadt im Zweiten Weltkrieg vor allem die ökonomisch-produktionstechnische Seite herausstellte und das besondere Gewicht der Leipziger Betriebe für die Lufrüstung und Munitionsherstellung betonte. Einem selten erörterten, gleichwohl bedeutsamen Aspekt ging Helge-Heinz Heinker nach, nämlich den Auswirkungen des Krieges auf die Infrastruktur der Stadt, namentlich die Verkehrswege. Hier zeigten sich nicht zuletzt die Folgen des Bombenkrieges, die seit 1943 auch den mitteldeutschen Raum trafen. Der Schlussvortrag von Volker Rodekamp, dem Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, über »Leipzig 2013: 200 Jahre Völkerschlacht und 100 Jahre Völkerschlachtendenkmal« verknüpfte das Schlachtgeschehen mit seinem instrumentellen Gebrauch in der Erinnerungskultur des Wilhelminismus. Von dort schlug er den Bogen zur Gegenwart, um nach dem Platz des Denkmals angesichts heutiger, europaweiter Friedens- und Verständigungsbemühungen zu fragen. Eine Schlussbilanz des Unterzeichners beschloss die Tagung.

Die Vortragsabfolge wurde durch ein Rahmenprogramm ergänzt. So konnte, wie schon in den Vorjahren, am Abend des ersten Veranstaltungstages der Berichtsband der letztjährigen Tagung »Das religiöse Leipzig, Stadt und Glauben vom Mittelalter bis zur Gegenwart« vorgestellt werden, dessen Herausgeber Enno Bünz und Armin Kohnle sind. Die redaktionelle Bearbeitung lag bei Sebastian Kusche. Damit liegt nun schon der sechste Band in der Reihe »Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig« vor.

Schließlich rundeten zwei Führungen und die Szenische Collage »Wie ein einziges langes Donnergebrüll« von Maja Chrenko das Programm ab. Die Aufführung fand in der Alten Handelsbörse statt, wo Szenen aus dem Schlachtgeschehen von 1813, aber auch Beispiele späterer Erinnerung an die Völkerschlacht gezeigt wurden. Die Führungen galten dem Neuen Rathaus, dem Rathausturm und den Gewölben der alten Pleißenburg, wo Peter Leonhardt ein kompetenter Auskunftgeber war, sowie einem »Blick hinter die Kulissen des sanierten Völkerschlachtendenkmals«. Hier ist dem »Hausherrn« Steffen Poser für seine ebenso klaren wie launigen Ausführungen zu danken. Bis zum Tag der Stadtgeschichte 2014 sollen die Referate der diesjährigen Tagung, ergänzt um weitere Beiträge, die aus Zeitgründen nicht vorgetragen werden konnten, im Druck vorliegen.

Ulrich von Hehl

BEITRÄGE · BERICHTE · MISZELLEN

Die sprachlichen Verhältnisse im Raum Leipzig vor 1000 Jahren

Welche lingua patriae sprachen die Bewohner im Umland
von Leipzig vor tausend Jahren?

Wolfgang Sperber als Leipziger Slawisten zum 85. Geburtstag 2013

Karlheinz Hengst

Anlässlich der sich 2015 vollendenden 1000 Jahre seit der Ersterwähnung der Burg Leipzig soll kurz versucht werden, die sprachlichen Verhältnisse in der Region um das damalige Burggebiet zu beschreiben.

Ist zu einem solchen Thema überhaupt eine Aussage möglich?

Eine Aussage zu dem Thema ist nach einem halben Jahrhundert konzentrierter Forschung möglich. Die seit Mitte der 1950er-Jahre an der Universität Leipzig intensiv betriebenen Untersuchungen zu den deutsch-slawischen Beziehungen im Mittelalter bieten eine solide Materialbasis. Das ist vor allem das Verdienst der Sprachforscher Ernst Eichler und Hans Walther, beide zugleich langjährige Mitglieder der Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Das slawische Sprachgut aus den heutigen Ländern Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen hat Ernst Eichler als Slawist vor allem in seinem vierbändigen Lexikon »Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße«¹ aufbereitet. Beide Sprachforscher haben gemeinsam mehrere Bände in der Reihe »Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte«²

1 Ernst Eichler, Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße. Ein Kompendium, Band 1: A–J, Band 2: K–M, Band 3: N–S, Band 4: T–Z, Bautzen 1985, 1987, 1993, 2009.

2 Vgl. Ernst Eichler, Elisabeth Lea, Hans Walther, Die Ortsnamen des Kreises Leipzig (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 8), Halle 1960; Ernst Eichler, Hans Walther, Die Ortsnamen im Gau Daleminze, 2 Bände (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 20, 21), Berlin 1966, 1967; dies., Ortsnamenbuch der Oberlausitz, 2 Bände (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 28, 29), Berlin 1975, 1978;

verfasst. Der Germanist und Siedlungshistoriker Hans Walther hat unter Nutzung der slawistischen Ergebnisse jüngst mit Ernst Eichler einen speziellen Band zum hier interessierenden geographischen Raum vorgelegt.³ In Verbindung mit meinen eigenen Studien zum slawisch-deutschen Sprachkontakt⁴ im Verlaufe von über fünfzig Jahren sollen nun einige gesicherte Aussagen zu dem Thema mit Blick auf das engere Leipziger Gebiet vorgetragen werden.

Was wissen wir über die ethnischen und politischen Verhältnisse im Raum Leipzig vor tausend Jahren?

Um das Jahr 1000 n. Chr. ist das Terrain um unser heutiges Leipzig rund sieben Jahrzehnte unter deutscher Herrschaft. In dieser Zeit sind mindestens drei Generationen in die neuen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse hineingewachsen.

Der einstige Gau Chutici mit seiner slawischen Bevölkerung und ihrer westslawischen Sprache gehörte zum Machtbereich der Ottonen, ab 1002 administrativ-politisch zum Herrschaftsbereich von Heinrich II. Kirchlich war das Territorium dem Erzbistum Magdeburg unterstellt und gehörte zum Bistum Merseburg. Nach der militärischen Sicherung des Slawenlandes bis zur Elbe ergab sich für die Kirche die neue Aufgabe, nun das Missionswerk nach Osten hin unter den Slawen fortzuführen.

Was lässt sich zur Sprache der neuen Herrschaftsträger und ihrer Mannschaften sagen?

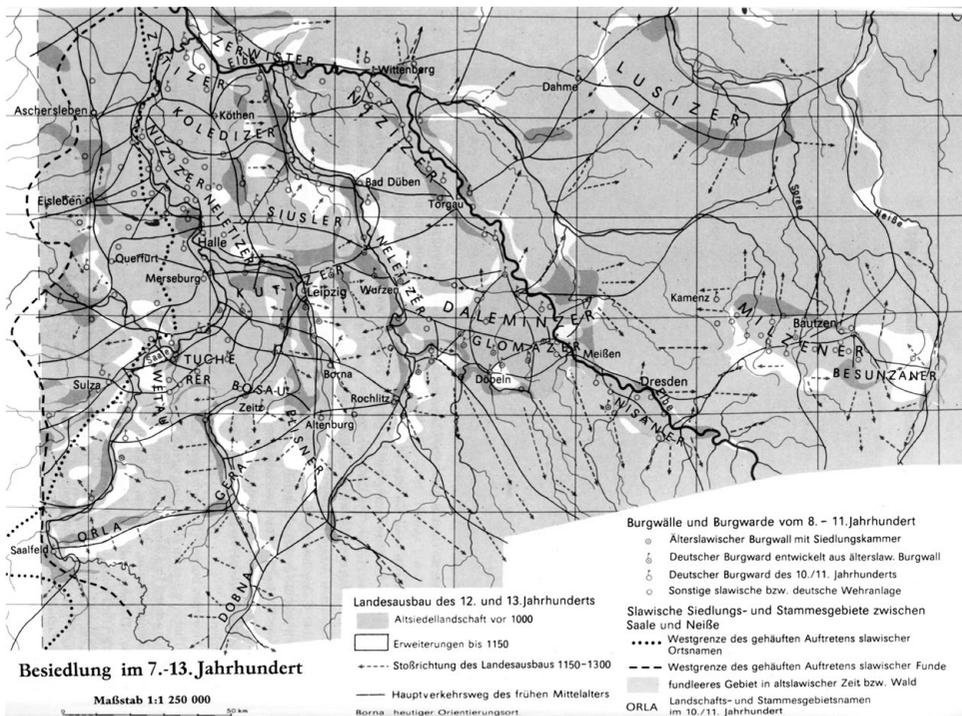
Hierzu ist eine klar differenzierende Aussage erforderlich:

- a. Die deutschen Herrschaftsträger sowie ihr Gefolge im weltlichen und kirchlichen Bereich sprachen je nach ihrer Herkunft althochdeutsch oder altniederdeutsch (altsächsisch) als Muttersprache. Sie behielten ihre Muttersprache in der internen Kommunikation auch bei. Gleiches gilt für Händler und Handwerker. Es ist im 10. und

dies., Untersuchungen zur Ortsnamenkunde und Sprach- und Siedlungsgeschichte des Gebietes zwischen mittlerer Saale und Weißer Elster (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 35), Berlin 1984.

3 Ernst Eichler, Hans Walther, Alt-Leipzig und das Leipziger Land. Ein historisch-geographisches Namenbuch zur Frühzeit im Elster-Pleißer-Land im Rahmen der Sprach- und Siedlungsgeschichte. Mit Beiträgen von Susanne Baudisch, Markus Cottin, Karlheinz Hengst und Uwe Schirmer (Onomastica Lipsiensia 7), Leipzig 2010.

4 Vgl. Karlheinz Hengst, Beiträge zum slavisch-deutschen Sprachkontakt in Sachsen und Thüringen, Veitshöchheim bei Würzburg 1999 sowie eine bibliographische Übersicht in der Zeitschrift *Zunamen/Surnames* 4 (2009) 1, S. 78–93.



1: Kartenausschnitt aus dem Beitrag von Hans Walther, *Landnahme und Stammesbildung der Sorben (um 600 bis 929)* (aus: Karl Czok (Hrsg.), *Geschichte Sachsens*, Weimar 1989, S. 74)

11. Jahrhundert für das Bistum Merseburg und damit auch für den Raum um Leipzig mit wohl vorzugsweise altsächsischem Sprachgebrauch zu rechnen. Die in der Kanzlei von Merseburg ausgestellten Urkunden lassen immer wieder altniederdeutsche Sprachmerkmale erkennen, so z. B. *-thorp*-Schreibungen. Die Angehörigen der Oberschicht – auch im kirchlichen Bereich – kamen ja auch vor allem aus dem altsächsischen Sprachraum.

- Die kirchlichen Amtsträger hatten eine besondere Ausbildung erfahren und waren des Lateinischen mächtig. Als Notare verfassten sie auch alle Dokumente in lateinischer Sprache, genauer gesagt im sog. Mittellatein. Kurz gesagt: Die Geistlichen waren damit zweisprachig.
- Für die Missionstätigkeit reichte diese Zweisprachigkeit nicht aus. Seit der *Admonitio generalis* von 789 aus der Zeit von Karl dem Großen gab es eine ganz klare und verbindliche Orientierung für die Missionsarbeit. Dem Volk war das Evangelium *in vivo sermone*, also in der jeweils vom Volk gesprochenen lebendigen Sprache, zu verkünden. Zugleich wurde auch präzise ausgewiesen, was *in vivo sermone* erfolgen

sollte: Taufbelehrung, Beichtbelehrung, Vaterunser als Grundgebet und Glaubensbekenntnis. Paternoster und Credo mussten die Bekehrten auch zur Taufe selbst sprechen können, also in ihrer eigenen Muttersprache kennen. Das Mainzer Konzil von 803 erneuerte diese Forderungen nochmals, dass die Geistlichen ihre Täuflinge *in ipsa lingua, in qua nati sunt*, zu unterweisen haben.⁵

Es ist daher zu beachten, dass die für die Slawenmission ausgebildeten geistlichen Kräfte dreisprachig gewesen sein müssen. Wir slawistischen Sprachhistoriker sprechen daher für die Zeit vom 9. bis mindestens 12. Jahrhundert von einer *lingua Slavica missionarica*.⁶ Bei Helmold von Bosau findet sich ein Überblick über die Slawenmission von Hamburg aus sowie auch vom Kloster Corvey an der Weser aus bis nach Mecklenburg. Ohne *lingua Slavica missionarica* wäre ein solches Missionswerk nicht durchführbar gewesen.⁷

Diese *lingua Slavica missionarica* wurde in jener Zeit in den Domschulen, z. B. in Magdeburg, sowie auch in Klosterschulen, beispielsweise in St. Emmeram, vermittelt. Von St. Emmeram gingen einerseits Missionsträger bis nach Mähren und in die Slowakei, andererseits kam der bekannte Boso und erste Bischof von Merseburg von da und predigte den Slawen in ihrer Sprache im Raum von Zeitz und Altenburg; Thietmar sagt von Boso zugleich ausdrücklich: »*Slavonica scripserat verba*« (Thietmar II, 37).

In dem Sprachaneignungsprozess dürfte die Koedukation von Nachkommen aus dem slawischen und deutschen Adel von Nutzen gewesen sein. So ist der Slawe Vojtěch (wir würden heute sagen als Tscheche) und Freund von Otto III. durch die Magdeburger Domschule gegangen und später Bischof von Prag geworden. In Magdeburg studierten die aus Adelsfamilien in Thüringen und Niedersachsen stammenden Bischöfe von Merseburg Wigbert und Thietmar sowie Eiko, später Bischof von Meißen. Gleiches gilt für Brun von Querfurt, Mitschüler Thietmars, der 1004 als Missionsbischof

-
- 5 Vgl. ausführlicher dazu Karlheinz Hengst, Beginn, Verlauf und Dauer des slawisch-deutschen Sprachkontaktes an mittlerer Saale und Weißer Elster, in: Ernst Eichler, Hans Walther (Hrsg.), *Onomastica Slavogermanica XVII* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse 71, 4), Berlin 1988, S. 7–20; ders., Namenforschung, slawisch-deutscher Sprachkontakt und frühe slawische Sprachstudien im Elbe-Saale-Grenzraum, in: Ernst Eichler (Hrsg.), *Onomastica Slavogermanica XIX* (Hans Walther zum 70. Geburtstag) (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse 73, 2), Berlin 1990, S. 105–115; ders., Frühe Namenüberlieferungen als Sprachkontaktzeugnis in Ostthüringen, in: Rudolf Schützeichel (Hrsg.), *Ortsname und Urkunde. Frühmittelalterliche Ortsnamenüberlieferung* (Beiträge zur Namenforschung, N.F. Beiheft 29), Heidelberg 1990, S. 236–258.
- 6 Vgl. v.a. die Studien des sorabistischen Sprachhistorikers Heinz Schuster-Šewc zu den mittelalterlichen altsorbischen Glossen sowie zum kirchlichen Wortschatz des Sorbischen und seinem Ursprung, in: *Die Welt der Slawen* 34 (1989) S. 158–166 und S. 297–322.
- 7 Vgl. ausführlicher Karlheinz Hengst, *Lingua Slavica missionarica in terra inter Salam et Albiam*, in: Svetlana Mengel (Hrsg.), *Dem Freidenkenden: Zu Ehren von Dietrich Freydanck* (Slavica varia Halensia 6), Münster, Hamburg, London 2000, S. 113–131 mit weiterer Literatur.

geweiht wurde und von Magdeburg nach Polen und Russland ging.⁸ Die bis um 1000 noch nicht ausdifferenzierten slawischen Sprachräume machen es auch verständlich, dass der erste Erzbischof von Magdeburg namens Adalbert, ein ehemaliger Mönch aus Trier, 961 nach Russland gesandt werden konnte, daher auch den Beinamen »Bischof der Russen« erhielt. Von diesem Magdeburger Erzbischof wird über seine zwölfjährige Amtszeit berichtet: »*multos Slavorum predicando convertit*« (Helmold von Bosau I 11).

Es ist anzunehmen, dass vom 10. bis 12. Jahrhundert auch in den Domschulen in Merseburg, Zeitz bzw. Naumburg und Meißen slawische Sprachkenntnisse vermittelt wurden. Über diese für selbstverständlich gehaltenen Ausbildungsinhalte für die Geistlichen wird in der Überlieferung nicht ausdrücklich berichtet. Beachtenswert aber z. B. für Merseburg ist: Noch 1242 tritt neben anderen Geistlichen als Zeuge in einer vom Bischof Rudolf von Merseburg ausgestellten Urkunde ein Subdiakon *Zlauko* [zu lesen als *Slawko*] auf (CDS II 15, Nr. 7).

Wie waren die sprachlichen Verhältnisse bei den Slawen um 1000 n. Chr.?

Die einheimische slawische Bevölkerung sprach einen zum Westslawischen gehörigen Dialekt.⁹ Dieser Dialekt sowie überhaupt die regionalen slawischen Idiome waren bis zum Ende des 10. Jahrhunderts noch dem Urslawischen sehr nahe. In der Sprachwissenschaft bezeichnet man diese Phase als die Zeit des sogenannten Späturslawischen oder auch Gemeinslawischen. Charakteristisch ist, dass sich zum Ende des 10. Jahrhunderts im Slawischen einzelne Lautvorgänge vollzogen haben, die ab dem 11. Jahrhundert zur Herausbildung der ältesten Stufen der uns vertrauten slawischen Nationalsprachen führten. Hier seien nur zwei ganz wesentliche Merkmale genannt: Zum Ende des 10. Jahrhunderts verloren die Nasalvokale ę [eng] und ǫ [ong] ihre Nasalität und es vollzog sich ein Wandel der slawischen ultrakurz gesprochenen Vokale. Diese sind als Weichheits- und Härtezeichen vom Schriftbild her meist jedem bekannt. Sie wurden bis ins 10. Jahrhundert als überaus kurzes ĭ bzw. ŭ gesprochen und schwanden dann in bestimmten Positionen oder wurden zu unterschiedlichen Vollvokalen in den slawischen Einzelsprachen.

Mit anderen Worten: Ab dem 11. Jahrhundert lassen sich in den überlieferten sprachlichen Formen differenzierende Merkmale feststellen. Daher wird dann von Alttschechisch, Altpolnisch und für unser Gebiet von Altsorbisch gesprochen.

⁸ Weitere Belege bei Hengst, *Lingua Slavica* (Anm. 7), S. 120.

⁹ Ausführlich dazu Ernst Eichler, *Studien zur Frühgeschichte slawischer Mundarten zwischen Saale und Neiße* (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 19), Berlin 1965. Vgl. auch Heinz Schuster-Šewc, *Zur Stellung des Sorbischen im Rahmen der slawischen Sprachen*, in: *Das Sorbische im slawischen Kontext. Ausgewählte Studien*, Bautzen 2000, S. 9–78.

Wie war das Verhältnis der Herrschaftsträger zur slawischen bzw. altsorbischen Landessprache?

Zwei Aspekte sind bei einer Antwort auf diese Frage als ganz wesentlich zu nennen:

Zum Ersten gibt es keinerlei Anzeichen für eine Abwertung oder Geringschätzung der einheimischen slawischen Bewohner oder ihrer Sprache. Das ist nicht nur für das 10. Jahrhundert zutreffend, sondern für das gesamte Sorbenland auch für die folgenden Jahrhunderte bis einschließlich 13. Jahrhundert. Daher wird auch urkundlich noch im 12. Jahrhundert unterschieden zwischen *lingua rustica* als der Sprache der zusiedelnden deutschen Bauern und der *lingua vero patria* als der Sprache der einheimischen slawischen Sprecher.¹⁰

Zum Zweiten ist eigentlich diese Haltung ganz normal. Bereits im fränkischen Reich gab es unterschiedliche ethnische Verhältnisse und folglich auch eine Sprachenvielfalt. Sowohl weltliche als auch kirchliche Verhaltensweisen waren darauf eingestellt. Positiv formuliert bestand Respekt und Akzeptanz gegenüber den neu ins Herrschaftsgebiet einbezogenen Menschen. Eine gründliche Untersuchung zum Slawenbild bei Thietmar von Merseburg hat diese Schlussfolgerungen ausdrücklich bestätigt.¹¹

Die *lingua Slavica* war eine im östlichen Europa und auch im Reich bekannte Herrschaftssprache. Ihre Kenntnis war wichtig für politische Gespräche und Verhandlungen, für militärische Bündnisse sowie für den Handel und ganz besonders auch für die Missionsarbeit. Thietmar berichtet mehrfach von Besuchen polnischer Herrscher oder polnischer Gesandter in Allstedt, Merseburg und vor allem Magdeburg, so z. B. zum Jahr 1013 (Thietmar VI 89/90).

Auch Angehörige des deutschen Spitzenadels¹² haben offensichtlich über slawische Sprachkenntnisse verfügt. Thietmar nennt meißnisch-polnische Eheschließungen (Thietmar VI 90, Anm. 291). Die damaligen Verflechtungen oder »Netzwerke« des Adels mit Einbeziehung slawischer Adelsfamilien liegen noch vielfach im Dunkeln. Das gilt wohl besonders für die »endogamen Verbände«¹³. Solche kann es auch im Kleinraum wie etwa dem Gau Chutici gegeben haben, aber sie konnten auch viel weiter

10 Hans Patze (Bearb.), Altenburger Urkundenbuch, 976–1350 (Veröffentlichungen der Thüringischen Historischen Kommission 5), Jena 1955, Urkunde Nr. 6.

11 Vgl. Karlheinz Hengst, Die Slawen als Nachbarn der Deutschen aus der Sicht eines Bischofs in Mitteldeutschland vor 1000 Jahren, in: Sandra Kersten, Manfred Frank Schenke (Hrsg.), Spiegelungen. Entwürfe zu Identität und Alterität. Festschrift für Elke Mehnert. Berlin 2005, S. 453–513.

12 Otto II. z. B. hatte frühzeitig eine gediegene Ausbildung durch seinen älteren Stiefbruder Erzbischof Wilhelm von Mainz sowie den späteren Bischof Volkold von Meißen und Ekkehard II. von St. Gallen erhalten. Inwieweit auch eine Vermittlung von Fremdsprachen in den Ausbildungsprozess einbezogen war, ist aus den Quellen nicht direkt zu erfahren.

13 Terminus nach Robert Gramsch, Jena, auf der Tagung »Thüringen und die Mark Meißen im Interregnum«, Altenburg, 19.–21. September 2013.

ausgreifend sein, wie z. B. bei Wiprecht von Groitzsch im 11. Jahrhundert infolge seiner Ehe mit der Tochter des Herzogs und späteren Königs von Böhmen.

Auch die im Gau Chutici und im Leipziger Raum eingesetzten bzw. tätig gewordenen deutschsprachigen Vertreter von Adel bzw. Dienstadler haben sich mit dem neuen Wirkungsbereich identifiziert. Davon zeugt die Annahme der Namen der jeweiligen Sitze, auch deren Beibehaltung in der Folgezeit. Das trifft bekanntlich uneingeschränkt zu vom Markgrafen und Burggrafen bis zum Kleinadel, also von den Wettinern¹⁴ bis zu denen von *Libz* (Leipzig) wie 1185 *Albertus de Libz et frater suus Bürzlaus* (CDS I 2, 352), die als slawische Adlige noch im 12. Jahrhundert auch mit einem altsorbischen Rufnamen voll akzeptiert waren.¹⁵ Es gibt auch für die Zeit des Mittelalters keine Umbenennungen von Siedelplätzen seitens der Obrigkeit. Die seit der slawischen Landnahme gebrauchten Personennamen sowie die üblich gewordenen Namen für Flüsse und Ansiedlungen wurden angenommen, übernommen und letztlich als Lehnnamen in den deutschen Sprachgebrauch dauerhaft integriert. Die Landessprache der Bevölkerungsmehrheit erfuhr keinerlei Diskriminierung. Die slawische Landessprache war in der mündlichen Kommunikation eine Verhandlungssprache wie jede andere im damaligen Reich.

Quantitativ standen einer deutlichen Mehrheit von slawisch sprechenden Bauern, Handwerkern, Händlern und Vertretern der Oberschicht die deutschen Sprecher aus der kirchlichen und weltlichen Oberschicht mit ihren Rittern und Fußvolk sowie Burgbesetzungen und Händlern in klarer Minderheit gegenüber.

Slawische Angehörige der Oberschicht sind auch überliefert. Sie saßen sicher dort, wo vordeutsche Burgwallanlagen nachgewiesen sind, also in Schkeuditz, Schkölen (bei Markranstädt), Connewitz und Kleinzschocher sowie Zwenkau:

- 971 *a Sclavis in Zuenua sub Cuchavico seniore* (Thietmar II 38), wobei dieser *Sclavus Cuchavicus* (PN zu **kochati* 'lieben', vgl. DS 32, 63) zu Zwenkau von Thietmar ausdrücklich als vom Kaiser sehr geachtet gekennzeichnet wird.
- 1097 *in villa Scorlup in burcwart Zcolin ... militi nomine Vitic* (CDS I 1, 173), wobei es sich um eine Übereignung von zwei Hufen durch Kaiser Heinrich IV. auf Bitten von Wiprecht v. Groitzsch an dessen Ministerialen *Vitic* in Schkorlopp handelt.
- 1253 *Petrus de Zochere* (UB Altenburg [Anm. 10] 167) als Zeuge in Urkunde des Markgrafen von Meißen trägt einen christlichen Namen, kann ein Nachfahre ursprünglich slawischen Adels sein.

14 Zum Namen vgl. Eichler, Slawische Ortsnamen (Anm. 1), Band 4, S. 72.

15 Vgl. Susanne Baudisch, Lokaler Adel in Nordwestsachsen. Siedlungs- und Herrschaftsstrukturen vom späten 11. bis zum 14. Jahrhundert (Geschichte und Politik in Sachsen 10), Köln, Weimar, Wien 1999. Speziell zum Leipziger Land S. 93–124 sowie in dem Katalogteil »Die Burgen und Herrensitze des lokalen Adels«, S. 274–326.

- 1277 *a filiis Boczlai de Kvnawiz militis* (CDS II 9, 24) mit einem entweder auf *Borzlaus* = **Borislav* oder aber **Boslav* < **Bogislav* (vgl. DS 32, 20 u. 22) verweisendem PN.
- Ad 1018 *in burgwardo ... Rochelenzi ... Budislav(us) mil(es)* (Thietmar VIII 21) usw. lässt auch andernorts wie hier in Rochlitz Vertreter der slawischen Oberschicht erkennen. Slawischen Adel hat es sicher auch gegeben in Leipzig, Schkeuditz, Taucha sowie Schkölen bei Markranstädt, da diese Orte jeweils als *urbs* oder *Burgward*-Orte erwähnt werden:
- Ad 981 *urbes ... Scudici, Cotug* (Thietmar III 16).
- Ad 1015 *in urbe Libzi* (Thietmar VII 25) und ad 1017 (Kirche) *in Libzi* (Thietmar VII 66).
- 1031 *in burgwardo Szholin* und 1097 *in burwart[o]Zcolin* (CDS I 1, 79 u. 173), wobei die abweichende Schreibung 1031 in der Urkunde von Kaiser Konrad II. sicher mit dem entfernten Ausstellungsort Tilleda zu erklären ist.¹⁶

Gundorf im NW von Leipzig ist mit 1012/18 *Gunthorp* (Thietmar III 1) ad 974 als Schenkung Ottos II. an das Bistum Merseburg mit genannt, also ein Zeichen für den inzwischen wohl begonnenen Landesausbau unter deutscher Leitung im Umfeld von Leipzig. Bei Eisdorf westlich Zwenkau können wir für den dortigen »Hof« Bischof Thietmars nur erkennen, dass der Namenwechsel wohl durch den Wechsel des eingesetzten Herrn als Verwalter seitens offenbar auch deutscher Bauern in der Umgebung erfolgte: *ad curtem meam, Slavonice Malacin dictam, Teutonice autem Egisvillam* (Thietmar VI 42). Hier wurde ein slaw. ON **Malotin* zu einer Person **Malota* durch einen altsächsischen ON **Egisthorp* abgelöst, der den Kurznamen *Egi* zu *Eginhard* o. ä.¹⁷ enthält.¹⁸ Zu Thietmars Zeit müssen beide Namensformen gebräuchlich gewesen sein, denn 1018 schreibt Thietmar nur *in Malacin* (Thietmar VIII 7).

Gibt es schriftliche Zeugnisse zum Slawischen bzw. Altsorbischen bis um 1000?

Von den einstmals vorhandenen slawischen Predigttexten oder auch Lehrtexten ist uns für das Altsorbische bis auf die Magdeburger Glossen aus dem 12. Jahrhundert¹⁹ nichts

16 Bereits in einer 993 in Merseburg ausgefertigten Urkunde wird der Burgward Zolini zusammen mit dem namens Dribani genannt (CDS I 1, Nr. 42). Die Schreibweise dieser beiden Namen ist jeweils im Anlaut auffällig abweichend, vgl. dazu ausführlicher Eichler, Slawische Ortsnamen (Anm. 1), Band 3, S. 196 und Band 4, S. 30 († Wüstung Treben).

17 Zu dem Personennamen vgl. Rosa und Volker Kohlheim (Bearb.), Duden. Das große Vornamenlexikon, Berlin, Mannheim, Zürich 2014, S. 133.

18 Zur Namengeschichte vgl. Eichler, Walther, Alt-Leipzig (Anm. 3), S. 163.

19 Dazu Heinz Schuster-Šewc, Das Sorbische im slawischen Kontext. Ausgewählte Studien. Bautzen 2000, S. 158–174 mit umfassenden Untersuchungen unter dem Thema: Gibt es Beziehungen zwischen der Entstehung der Freisinger Beichtformeln und den St. Emmeramer sowie den Magdeburger Glossen?

erhalten geblieben. Mit Bezug auf Bischof Werner von Merseburg (†1097) werden zwar in der Quellenliteratur für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts *libri slavonicae linguae* erwähnt, aber keines dieser Bücher hat die Zeit des Buchdrucks überlebt. Solche Schriften sind aber bestimmt vorhanden gewesen. Sie sind mit den üblichen lateinischen Schriftzeichen und ohne alle Sonderzeichen niedergeschrieben worden.

Als Beweisstücke dafür dienen die in lateinischen Texten vorkommenden slawischen bzw. speziell auch altsorbischen Sprachsplitter. Es handelt sich dabei um Tausende von slawischen Eigennamen. Sie treten uns in Urkunden und auch in erzählenden Quellen wie z. B. bei Thietmar von Merseburg und Helmold von Bosau entgegen. Es sind Personennamen²⁰ und vor allem geographische Namen aus dem Gebiet von der Saale an ostwärts bis über die Elbe hinweg in die Lausitz.

Aus diesen slawischen Sprachsplittern erfahren und wissen wir auch von dem gesprochenen Altsorbisch im Raum von Leipzig. In den erhaltenen Schriftstücken sind die von den Notaren bzw. Verhandlungsführern *gesprochenen Namen* ganz nach der Sprechweise aus der lebenden Kommunikation mit den Slawen des 10./11. Jahrhunderts in *Schrift* umgesetzt worden.

Wie zuverlässig sind die Aufzeichnungen von Eigennamen?

Für das 10. und 11. Jahrhundert ist aus den Urkunden eine ausgesprochen exakte bzw. dem Gemeinslawischen und Altsorbischen lautnahe Schreibung konstaterbar. Ganz wichtig ist die durch sprachwissenschaftliche Vergleiche und Analysen ermittelte Systemhaftigkeit bzw. Normiertheit bei der Wiedergabe slawischer Laute und auch Lautverbindungen, insbesondere auch solcher, die das Ahd. bzw. Asä. nicht kannte (wie z. B. die urslawischen Nasalvokale und einige slawische Zischlaute).²¹ Das alles spricht für eine ausgesprochene Sprachkundigkeit im Slawischen bei den Geistlichen und Notaren in den Scriptorien und Kanzleien.

Zugleich ist beim Blick auf die überlieferten Namen trotz Ausbildung in *lingua Slavica* folgendes zu bedenken:

20 Eine systematische Erfassung bietet Gerhard Schlimpert, *Slawische Personennamen in mittelalterlichen Quellen zur deutschen Geschichte (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 32)*, Berlin 1978.

21 Vgl. Karlheinz Hengst, *Strukturelle Betrachtung slawischer Namen in der Überlieferung des 11./12. Jahrhunderts*, in: Rudolf Fischer u. a. (Hrsg.), *Leipziger namenkundliche Beiträge II (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse 113, 4)*, Berlin 1968, S. 47–58 mit der tabellarischen Übersicht zu altsorbischen Vokal- und Konsonantenphonemen und ihrer Wiedergabe durch deutsche Grapheme mit Varianten; ferner Eichler, Walther, *Untersuchungen zur Ortsnamenkunde (Anm. 2)*, S. 39 f.

- Jeder slawische Name war für den Schreiber ein fremder Name. Dieser wurde zunächst gehört, erst danach von dem Schreiber selbst als asä./ahd. *Transsumt* gesprochen und in einem dritten Schritt in Schrift als asä./ahd. *Transponat* umgesetzt.
- Außerdem ist zu beachten, dass mancher slawische Name durch Angehörige der deutschsprachigen Oberschicht den Notaren mitgeteilt wurde. Damit konnten Unsicherheiten in der Sprechweise zu Irritationen bei der Verschriftlichung führen.
- Dennoch ist in den meisten Fällen eine auffallend korrekte Wiedergabe slawischer Namen zu registrieren.

Beispiele:

Ausstattungsurkunde für die Zeitzer Stiftskirche von 976

(civitas) *Altenburg cum villis Zemouuna, Podegrodici, Zebecury, Trescouua, Masceltorp, Rodiune, Godessouua, Lysina, in pago Plisina vocato* (dazu dt. ON wie *Dornburg, Chirihperg*) womit rekonstruierbare aso. Formen (daher mit *) **Sémova* – **Podьgrodici* – **Seběkury* – **Trěskova* – **Mastotopy* ... ermittelbar sind.

Vgl. auch aus der Urkunde von 976 *Bresnižani* für aso. **Brežbničane* zu **brežbnica* 'Birkengehölz, Birkenbach' (Priesen²² sö. Weißenfels).

Die noch heute gut erkennbare Dominanz ursprünglich slawischer Siedlungsnamen im Raum Leipzig zeigt die dichte slawische Besiedlung aus schon vordeutscher Zeit. Das hatte zur zwingenden Konsequenz, dass auch von deutscher Seite diese Namen angeeignet und verwendet wurden.

Aus dem Raum Leipzig sind aus jener Zeit mit slawischen Namen urkundlich genannt:

Ad 974 *Borintizi* Thietmar III 1 < **Boręćici* 'Ort der Leute des Boręta' (Portitz, Alt-L. 218)

1004 *actum in Vvarim* DH II 269 < **Varimь* 'wo gewallt, gebodelt, gekocht wird' (Wahren, Alt-L. 248)

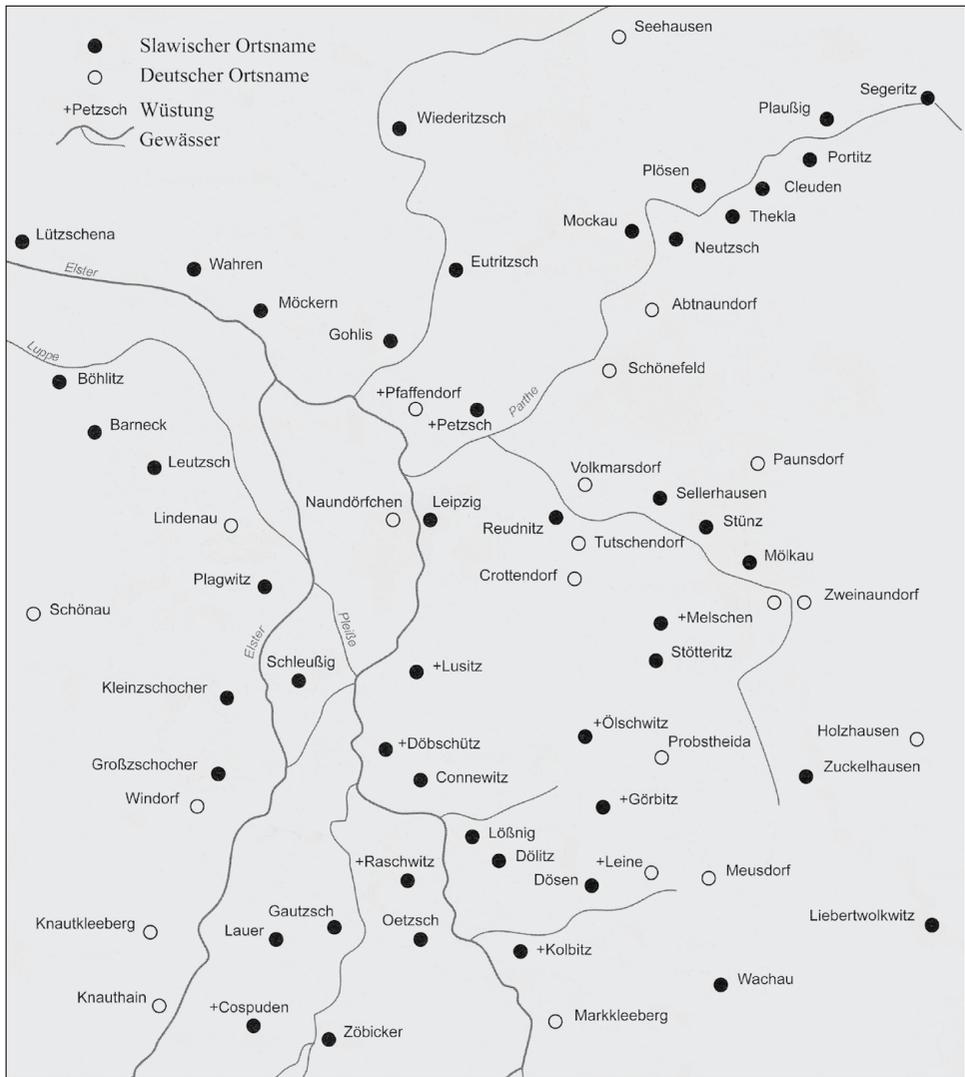
1013 *Golenziža cethla (in pago Gudici)* DH II 269 < **Golьnica sedla* 'Heide-, Waldsiedlung' (Wg. Gohlis bei Markranstädt, Alt-L. 173)²³

1040 *Nivolkesthorp*, 1262 *Newolkuitz* UB Mersbg. 64 und 303 zum PN **Nivolкь* (Liebertwolkwitz, Alt-L. 252 f.)

Die Form 1040 *Nivolkesthorp* ist aufschlussreich: Die deutschen Sprachformen/Sprachsplitter aus der *lingua rustica* sind zu jener Zeit deutlich als altsächsisch klassifizierbar. Das liegt sicher auch daran, dass die ausgebildeten Notare aus dem nördlichen niederdeutschen Sprachraum kamen.

22 Dazu Eichler, Slawische Ortsnamen (Anm. 1), Band 3, S. 114.

23 Zur Schreibung *cethla* für slaw. **sedla* vgl. 1013 *Brochotinacethla* < **Brochotina sedla* 'Siedlung des Brochota' (später **Brochotici*, heute Brockwitz bei Meißen), ausführlich Eichler, Slawische Ortsnamen (Anm. 1), Band 1, S. 64.



Karte von Hans Walther in dem Band Eichler, Walther, *Alt-Leipzig* (Anm. 3), S. 358.

Auf der Karte kann man noch die ursprünglich slawischen Namen von den abgegangenen Siedlungen ergänzen:

†Cospuden und †Lauer n. Markkleeberg, †Pötzsche (Botzsche, Potzsckke) sn. Leipzig sowie †Zöbigger s. Markkleeberg, ferner die Orte mit deutschen ON Albersdorf sö. Markranstädt, Ehrenberg nw. Leipzig und †Pflückuff sö. Lausenaus der Zeit der Besiedlung.

Die Zuverlässigkeit der Aufzeichnungen und der in ihnen enthaltenen Namen musste gesichert sein. Dafür gab es mindestens drei Gründe:

- Die Identifizierung der benannten Objekte oder Personen musste gewährleistet sein.
- Die sprachlichen Formen mussten justiziabel sein, denn die Urkunden waren sehr oft Dokumente zur Sicherung von Besitz.
- Die sprachlichen Formen mussten vor allem auch in der interethnischen Kommunikation funktionieren.

Es lassen sich zwar seit der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts sowie im 11./12. Jahrhundert Einflüsse der mitteldeutschen Sprachentwicklung aus den Aufzeichnungen slawischer Namen feststellen, was aber einerseits die Rekonstruktion der ursprünglichen Formen nicht beeinträchtigt und andererseits von einer Notierung der Namen zunehmend nach ihrem Gebrauch in der vorwiegend binnendeutschen Kommunikation zeugt.²⁴

Was bedeutet das speziell für den Namen Leipzig?

Die Namentradierung erfordert zwingend mehrere Phasen zu unterscheiden. Aus der Überlieferung lassen sich vier Entwicklungsphasen erkennen:

- a. Die ältesten überlieferten Formen in ortsnahen Aufzeichnungen weisen durchgehend im Unterschied zu späteren Formen kein <p> aus, sondern zeigen alle ein : Ad 1015 *in urbe Libzi* vocatur sowie ad 1017 *aeclesia in Libzi* Thietmar VII 25 und 66 1021 *oppidum Libziki nominatum situm inter Alestram, Plisnam et Pardam fluvios* CDS I 1, 66 (Urkunde Heinrichs II. für Thietmar von Merseburg, spätere Fälschung)
- 1150 *usque Libiz* Ann. Pegav. 241
- 1185 *Albertus de Libz* CDS I 2, 510 (Urkunde von Markgraf Otto)
- 1212 *monasterium ... apud Libuiz* CDS II 9, 1 (Bestätigungs-Urkunde König Ottos IV. für Markgraf Dietrich)
- 1219 *apud Lybzeck fundavit* CDS II 9, 6 (Bestätigungs-Urkunde König Friedrichs II. für Markgraf Dietrich)

Diese Belegreihe über rund zwei Jahrhunderte erlaubt bzw. erfordert folgende sprachgeschichtliche Interpretation: Zugrunde liegt eine aso. Form **Lib'c* < späterslaw. **Libcb* als ON²⁵. Die Form *Libzi* bei Thietmar indiziert eine Pluralform mit sehr wahrscheinlich lat. Pluralendung –i als Bewohnername (vgl. auch andere solche Formen bei

24 Detailliert dazu Karlheinz Hengst, Zur Philologie tradierter Namenformen in Texten aus dem 10. bis 12. Jahrhundert im deutsch-slavisches Kontakt- und Siedelgebiet, in: Karlheinz Hengst, Dietlind Krüger, Hans Walther (Hrsg.), Wort und Name im deutsch-slavisches Sprachkontakt, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 335–352.

25 Zu diesem Strukturtyp mit substantivischer Basis vgl. Ernst Eichler, Rudolf Šrámek (Hrsg.), Strukturtypen der slawischen Ortsnamen (Namenkundliche Informationen, Sonderheft), Leipzig 1988, S. 39.

Thietmar wie z. B. ad 1004 *urbem Satci* für Saaz in Böhmen zu frühatschech. **Žatěcb*, 1052 *Zatec* usw.²⁶⁾.

Etymologisch ist eine überzeugende Herleitung der Formen mit *Lib-* aus dem Slawischen nicht möglich.²⁷ Der Name ist offensichtlich bei den Slawen ein Lehnname aus dem Germanischen. Rekonstruierbar ist eine Form germ. **Libja* zu einer ide. Wurzel mit der Bedeutung ‘schleimig, nass’. Die germanische Form kennzeichnete offensichtlich eine ‘flusswasserreiche Gegend’. Die Einengung auf einen Siedlungsnamen erfolgte seitens der Slawen durch Suffigierung und damit verbundener semantischer Spezialisierung zu ‘Ort in wasserreicher Gegend’.

b. Erst in späteren Schreibungen tritt urkundlich ab 1190/95 dann <p> auf:

1190 in *Lipꝥ* CDS I 2, 560 (Urkunde über Dorfverkauf an Kloster Altzelle, ausgestellt in Leipzig)

1190 in *Lipꝥke* CDS I 2, 561 (Urkunde von Markgraf Konrad)

1200 in *civitate nostra Lipꝥ* CDS I 3, 48

Hier findet sich klar die Eindeutung von slaw. **lipa* ‘Linde’. Diesen neuen etymologischen Bezug stellten sehr wahrscheinlich die des Slawischen kundigen Notare in der Kanzlei her. Das Suffix slaw. -ьць ist in <z> noch im 13. Jahrhundert deutlich erkennbar:

1216 *Johannes miles de Lipꝥke* UB Merseburg 162

1216 in *civitate Lipꝥc* CDS II 9, 4

1222 in *Lipꝥke* und *de Lipꝥke* CDS II 9, 8 und CDS II 1, 92

1229 *civitas Lipꝥke* CDS I 3, 148 usw.²⁸

Diese gewissermaßen neue »gelehrte Schreibweise« ab Ende des 12. Jahrhunderts darf nicht weiter verwundern. Es zeigt sich hier zwar sehr früh das sprachbewusste Mitdenken der Schreiber bzw. der Kanzlei. Doch bereits bei Thietmar von Merseburg ist in seiner Chronik fast zweihundert Jahre früher schon eine ganze Reihe von Beispielen für das Nachdenken über die slawischen Toponyme zu finden. Thietmar erläutert slawische Namen, er beschreibt dem Leser die eigentliche Bedeutung.

c. Die Formen mit <k> und <c> am Ende des Namens ab 1190 lassen eine Weiterentwicklung bzw. Veränderung des Namens seitens der Altsorben ausmachen:

Nach der um 1165 erfolgten Stadtrechtsverleihung ist von den Slawen zur Markierung der neuen Qualität der Siedlung das Suffix -*ꝥke*- (wie z. B. in Archangelsk, Murmansk

26 Antonín Profous, *Místní jména v Čechách*, 5 Bände, Praha 1947–1960, hier Band IV, S. 806, jedoch mit anderer etymologischer Herleitung.

27 Vgl. ausführlich dazu Karlheinz Hengst, Der Name Leipzig als Hinweis auf Gegend mit Wasserreichtum, in: *Namenkundliche Informationen/Journal of Onomastics* 95/96 (2009), S. 19–32 sowie in Eichler, Walther, *Alt-Leipzig* (Anm. 3), S. 134–140.

28 Eine klare Übersicht bietet die Zusammenstellung der Belege mit genauen Quellangaben durch Hans Walther in: Eichler, Walther, *Alt-Leipzig* (Anm. 3), S. 129 f.

usw.) an die Basis **lib*-²⁹ angefügt worden.³⁰ Es trat also im slawischen Sprachgebrauch ein Suffixwechsel ein. Und diese »neue Namensform« ist auch in den deutschen Sprachgebrauch überführt worden. Damit wird zugleich auch die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch sprachbestimmende Mehrheit der Altsorben im Raum bzw. Umfeld von Leipzig recht augenfällig.

d. Die bis heute gültige Form des ON auf *-zig* ist dann schließlich ein Ergebnis der deutschen Sprachentwicklung:

1292 *Lipzic*, 1312 *Lipzik*, *Lypezek*, 1350 *Lipzic*, 1378 *Lipzik* usw., 1430 *zu Leipzike*, 1459 *Leipzige* und 1500 *Leipzig* machen die allmähliche morphologisch-wortbildungsmaßige Adaptation an das deutsche Sprachsystem deutlich und zeigen die deutsche Diphthongierung von dem ins Deutsche mit langem *i* in der tontragenden Silbe integrierten ON.

Worin unterscheidet sich der Raum um Leipzig vor tausend Jahren von den Gebieten westlich oder weiter südlich?

Unterschiede gibt es nur in der Dichte der Besiedlung, nicht hinsichtlich der sprachlichen Situation. Die Gebiete um Rochlitz, Merseburg, Zeitz, Naumburg, Gera bis hin an die Saale waren ebenfalls Missionsräume. Die damals bereits Jahrhunderte ansässigen Slawen sprachen das Altsorbische. Nachhaltige interethnische Kontakte bestanden seit dem 10. Jahrhundert.³¹

In den deutlich weiter nördlich gelegenen Gebieten, dem heutigen Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, sprachen die Slawen Altpolabisch. Zu jener Zeit um 1000 bestanden aber nur lautliche Unterschiede, keine morphologisch-syntaktischen Differenzen zwischen den slawischen Sprachräumen. Eine Verständigung zwischen den Slawen in den unterschiedlichen Regionen zwischen Ostsee und Adria und von der Saale bis nach Kiew war ohne Schwierigkeiten möglich. Daher war auch für das Missionswerk

29 Die Basis **lib*- wird in der urkundlichen Überlieferung allerdings konsequent durch **lip*- ersetzt. Es ist heute nicht mehr zu ermitteln, ob möglicherweise auch die Altsorben im Umland die Aussprache mit /p/ angenommen hatten.

30 Zum Suffix *-ik*- und dem Typ **Górske(ø)* vgl. weitere Bildungen bei Ernst Eichler, Ergebnisse der Namegeographie im altsorbischen Sprachgebiet, in: Rudolf Fischer, Ernst Eichler, Horst Naumann, Hans Walther, Materialien zum Slawischen Onomastischen Atlas (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse 108, 6). Berlin 1966, S. 13–78, bes. S. 62–71 mit Karte. Dort wird S. 71 zugleich auch darauf hingewiesen, dass das *-ik*- bei einigen Namen erst sekundär aufgekomen ist.

31 Vgl. Karlheinz Hengst, Zur Integration slawischer Toponyme ins Deutsche, in: *Onomastica Slavogermanica* XIII, Berlin 1981, S. 21–42; ders., Sprachkontakt und Entlehnungsprozess. Ergebnisse der toponomastischen Analyse im deutsch-slawischen Berührungsbereich, in: *Zeitschrift für Slawistik* 30 (1985), S. 809–821.

für die deutschsprachigen Geistlichen die Kenntnis eines slawischen Idioms oder Dialekts völlig ausreichend.

Kurze Zusammenfassung mit Ausblick

Das Slawische war vom 10. Jahrhundert an für das spätere ostmitteldeutsche Sprachgebiet ganz wesentliche »Einflusssprache«. Das Slawische war Gebersprache für Entlehnungen. Das Slawische war zu dieser Zeit keine Minderheitensprache wie etwa das Sorbische heute.

Vor tausend Jahren dominierte im Umland von Leipzig das Slawische als *lingua vero patria*. Bereits im 10. Jahrhundert haben deutsche weltliche und geistliche Herrschaftsträger sich um die Kenntnis des Slawischen bemüht. Für die weltlichen Kräfte war dies eine sowohl militärisch als auch verwaltungsmäßig gegebene *conditio sine qua non*. Für die kirchliche Seite war eine Missionierung ohne Kenntnis der Landessprache nicht realisierbar. Die massenhaften lexikalischen Entlehnungen aus dem Slawischen bezeugen zugleich die Toleranz und Akzeptanz gegenüber dem Slawischen und seinen Trägern.

Die weltlichen Herrscher besaßen auch umfassende Kenntnis von den Verhältnissen in ihrem neuen Herrschaftsbereich. Ein besonderes Dokument ist die Urkunde Ottos III. von 993 mit der ihr innewohnenden diplomatischen Absicht in der Auseinandersetzung mit den polnischen Bestrebungen zur Ausdehnung des Einfluss- und Machtbereichs bis nach Brandenburg.

Die Geistlichkeit verfügte über systematisch angeeignete Kenntnis der *lingua Slavica missionarica*. Aufzeichnungen wie die des Bayrischen Geographen *Descriptio civitatum et regionum* aus dem 9. Jahrhundert dokumentieren zugleich eine weitreichende Landeskennntnis. Thietmars Aufzeichnungen und seine Berichte von seinen Reisen an der Seite der höchsten Reichsgewalt im Ostteil des Reiches und zu den slawischen Nachbarn sind das beste Zeugnis von slawischer Sprachkenntnis bis in die Spitzen der kirchlichen Hierarchie vor tausend Jahren.

Die Beobachtungen zum Zeitraum um die Jahrtausendwende besitzen zugleich auch volle Gültigkeit noch für das 11. und 12. Jahrhundert. Es ist die Zeit der gewollten Zweisprachigkeit vor allem der Bildungsträger und der weltlichen Herrschaftsträger. Interethnische Kommunikation machte den Gebrauch korrekter sprachlicher Formen unabdingbar. Das hat sich in den urkundlichen Aufzeichnungen niedergeschlagen und macht den besonderen Quellenwert auch der Aufzeichnungen von Namen in jener Zeit aus.

Parallel zu dieser Zweisprachigkeit setzte auch die Verwendung von genuin slawischem Namengut in der binnendeutschen Kommunikation ein. Dieser Prozess verstärkte sich in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts mit der durch den hochmittelalterli-

chen Landesausbau forcierten Zuzsiedlung deutscher Sprachtrager. Dennoch lassen die Aufzeichnungen von slawischem Sprachgut auch aus späteren Jahrhunderten trotz des zunehmenden deutsch-mundartlichen Einflusses die slawischen Grundformen noch als gut rekonstruierbar erkennen.

Abkürzungen:

Ann. Pegav. = *Annales Pegavienses et Bosavienses*, in: MGH SS, Bd. XVI, Berlin 1859, S. 234–270

CDS = *Codex diplomaticus Saxoniae regiae*, online unter www.codex.isgv.de

DH II = MGH. *Diplomata regum et imperatorum*. Die Urkunden Heinrichs II., Hannover 1900–1903

DS 32 = *Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte* 32, Berlin 1978

Helmold von Bosau = Helmold von Bosau, *Slawenchronik*, Darmstadt 1963

MGH = *Monumenta Germaniae historica*. *Diplomata (DD)* und *Scriptores (SS)*

Thietmar = Thietmar von Merseburg, *Chronik*, Darmstadt 1957

Die Leipziger Tischlerinnung

Christian Schatt

I. Einführung

Dieser Beitrag möchte verschiedene Aspekte zur Geschichte der Leipziger Tischlerinnung im 17. bis zum 19. Jahrhundert beleuchten. Es wird dabei nicht der Anspruch erhoben, eine vollständige Geschichte dieses Berufsverbandes zu schreiben. Vielmehr konzentriert er sich auf die Darstellung der Innung als Körperschaft, indem auf ihre inneren Strukturen, ihre Beziehungen nach außen und nicht zuletzt ihr Auftreten bei rechtlichen Auseinandersetzungen eingegangen wird.

Um diese Aspekte in all ihren Facetten beleuchten zu können, wurde auf die Erörterung von Fragen wie die soziale Stellung der Tischler, Materialbeschaffung oder technologische und werkzeugtechnische Aspekte, die teilweise auch in gewisser Beziehung zur Leipziger Tischlerinnung als Ganzem stehen, verzichtet. Antworten auf diese Probleme sowie eine ausführliche Besprechung des Leipziger Möbelstils und der noch existierenden Möbel werden in der Veröffentlichung der Promotionsschrift des Verfassers enthalten sein.

II. Rechtliche Grundlagen des handwerklichen Schaffens

Spricht man vom Handwerk vergangener Epochen, geht es auch immer um Zünfte oder Innungen. Was haben diese Begriffe zu bedeuten? Innungen waren im 12. und 13. Jahrhundert zunächst freiwillige Bruderschaften. Neben der religiösen Betätigung ihrer Mitglieder hatten sie auch den Zweck, Fragen der Organisation des Handwerks zu besprechen. Diese bestanden sowohl in der Fixierung der Berufsgrundlagen, wie der Abgrenzung von anderen Handwerken und der Regelung der Lehrausbildung, als auch in der Schaffung bruderschaftlicher Gerichtsbarkeiten, die die getroffenen Vereinbarungen überwachten und Überschreitungen bestrafte.

Diesen ersten Verfassungen folgten später deren gesetzliche Anerkennung und das Bestreben, sie auf alle Handwerker einer Tätigkeit auszudehnen. Die Bildung einer Innung oder Zunft erfolgte zunächst stets auf Wunsch der Handwerker, um gewerbliche und soziale Normen verbindlich zu machen. Zudem erhöhte sie den Ruf eines Handwerks nach außen hin. Doch bald begannen die Zünfte ein Eigenleben zu entfalten, das allein auf die Verwirklichung eigener beruflicher Interessen hinzielte. Kaiser Friedrich II. sah sich daraufhin im Jahr 1232 veranlasst, alle handwerklichen Vereinigungen

zu verbieten mit dem Ziel, ihre Mitglieder bei deren Neugründung dem öffentlichen Recht und der Steuerpflicht zu unterwerfen. Nachdem die Städte in der Folge zunehmend langsamer wuchsen und die Auftragslage sich damit verschlechterte, wurde der Zunftzwang zum Zweck der Kontrolle der Innungsmitglieder und der Ausschaltung der Konkurrenz eingeführt.¹

1. Entstehung und Ordnungen der Leipziger Tischlerinnung

Die ältesten erhaltenen Innungsartikel der Leipziger Tischler wurden 1534, in der Endphase dieser Entwicklung, abgefasst und vom Leipziger Rat verabschiedet. Da in der Einführung der Innungsordnung zu lesen ist, sie sei »von neuen reformiret / gesatset vnd geordenet vnd gewilkoret« worden, darf man von der Existenz einer früheren Ordnung ausgehen. Im Jahr 1558 wurde die erste nachweisbare Gesellenordnung eingereicht und vom Rat verabschiedet.²

Während die Inkraftsetzung der frühesten Satzungen der Tischler und ihrer Gesellen durch das Leipziger Stadtreghiment erfolgte, lässt sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts eine zunehmende landesfürstliche Einflussnahme feststellen, die sich u. a. in der Bestätigung der Tischlerordnung durch den Kurfürsten im Jahr 1653 zeigt. Im 18. Jahrhundert versuchte man in Sachsen, die Innungsgesetzlichkeit zu vereinheitlichen, was seinen Ausdruck in der Verabschiedung sogenannter General-Innungsartikel im Jahr 1780 fand.³ Dem vorausgegangen war im Jahr 1748 die Einforderung aller sächsischen Innungsordnungen mit dem Ziel, diese zu vereinheitlichen und unzeitgemäße Passagen zu streichen.⁴ Doch das Handwerk setzte diesen Bestrebungen massiven Widerstand entgegen. Ein weiteres Mandat im Jahr 1772 mit der nochmaligen dringlichen Aufforderung zur Einreichung der Innungsordnungen zeugt von der Komplexität und Schwierigkeit dieses Gesetzesvorhabens.⁵

Die Gründe für die beschriebenen Maßnahmen sind im Bestreben der Kurfürsten zu sehen, einerseits die mittelalterlichen Privilegien des Handwerks zu beseitigen, die einer modernen absolutistischen Staats- und Wirtschaftsführung im Wege standen, an-

1 Fritz Hellwag, Die Geschichte des deutschen Tischlerhandwerks, Berlin 1924, S. 111–121.

2 Vgl. Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Tit. LXIV 182 »Articull der Tischer Handwerks Gesellen, 1558«.

3 Vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: StA D), Codex Augusteus, Band 5 »Dessen Mandat, die General-Innungs-Articull für Künstler, Professionisten und Handwerker hiesiger Lande betr. vom 8. Jan. 1780«.

4 Vgl. StA D, Codex Augusteus, Band 3 »Generale, Die Einforderung und Einsendung derer Privilegien, Innungs- und Articuls-Briefe derer Handwerker, und was dem anhängig, betreffend, d. 28. Sept. 1748«.

5 Vgl. StA D, Codex Augusteus, Band 5 »Dessen Mandat, zur Publicirung und genauen Beobachtung des Kaiserlichen Patents wider die Handwerks-Misbräuche, vom 18. September 1772«.

dererseits die Qualität der handwerklichen Produktion zu verbessern und damit sowohl den Merkantilismus zu fördern als auch das Steueraufkommen zu erhöhen.

Im Folgenden soll ein Blick auf die rechtlichen Grundlagen geworfen werden, aufgrund derer die Leipziger Tischler ihr Berufsleben mit all seinen Facetten organisierten und gestalteten. Die verschiedenen Artikel der Innungsordnung regelten eine Vielzahl von Fragen im Leben eines Handwerkers, von der Lehrausbildung über die Wanderschaft und Erlangung der Meisterwürde bis hin zu seinem Tod. Die Ordnung von 1534 behandelt verschiedenste Probleme in loser Folge und geht dabei detailreich auf Fragen des Verhaltens in der hierarchisch organisierten Meisterschaft ein.

Die General-Innungsartikel von 1780 versuchten dagegen in Beschränkung auf das Wesentliche, aber auf verschiedene Eventualitäten eingehend, möglichst übersichtlich alle Aspekte des Berufsalltags der Lehrlinge, Gesellen und Meister zu erfassen. Dabei behielten die älteren lokalen, soweit sie nicht im Widerspruch mit den neueren Bestimmungen standen, als »Spezial-Artikel« weiterhin ihre Gültigkeit.⁶ 1837 reichte die Tischlerinnung beim Rat einen Entwurf für neue Spezial-Innungsartikel ein. Nach zeitaufwändiger Überprüfung wurden sie 1843 in Kraft gesetzt.⁷

In diesen Ordnungen zeigt sich deutlich der erwähnte Trend zur obrigkeitlichen Kontrolle und zum Abbau der Selbstbestimmung und -verwaltung. So enthielten sowohl die Tischlerinnungs- als auch die Tischlergesellenordnung von 1534 und 1558 Passagen, die das Verhalten der Handwerksversammlungen als erstinstanzliches Gericht bei der Beilegung zivilrechtlicher Streitigkeiten regelten. Erst in zweiter Instanz griff der Rat in die Klärung dieser Angelegenheiten ein.

Mit der Einführung der General-Innungsartikel im Jahr 1780 war dagegen die Anwesenheit eines Deputierten der Stadtverwaltung zwingend vorgeschrieben, der nunmehr alle juristischen Fragen zu entscheiden hatte.

2. Aufbau, Leitung und Zusammenkünfte der Innung⁸

Die einleitenden Artikel von 1534 behandeln zunächst die geforderte Unterordnung unter die Autorität des Rates und des Landesherrn. In der Folge werden die Pflicht zum Erscheinen bei Versammlungen sowie die Verbote zu unaufgeforderter Rede, des Beginns von Streitereien, der Verleumdung und des Waffentragens ausgesprochen. So heißt es zum Beispiel: »Item es sol niemand vnter den Meistern adir Gesellen / so

6 Aufgrund dieser Tatsache werden die General-Innungsartikel nur dort Erwähnung finden, wo neue Bestimmungen in Kraft gesetzt wurden.

7 Vgl. StadtAL, II. Sektion, T 912 »Spezial-Artikel für die Tischlerinnung zu Leipzig, 1843«, S. 103 ff.

8 Christian Schatt, Die Leipziger Tischlerinnung im 18. Jahrhundert, in: Thomas Topfstedt, Hartmut Zwahr (Hrsg.), Leipzig um 1800. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte, Beucha 1998, S. 94–112.

die bey eynander seyn, vons handtwergs wegen keinen Degen noch andere mordtliche wehre in das handtwerg tragen.«

Die Einforderung solch grundlegender Verhaltensnormen mag mit merklich robusteren Kommunikationsformen als den heute üblichen zusammenhängen. Das Verbot des Waffentragens lässt sogar auf die prinzipielle Bereitschaft schließen, Tätlichkeiten zur Untermauerung von Wortbeiträgen einzusetzen.

Bei der jährlichen Obermeisterwahl hatte die Offenlegung der Rechnungsbücher der Innung zu erfolgen. Sowohl der Fakt, dass das Geschäftsjahr der Innung stets zu Ostern, dem Fest der Auferstehung Jesu Christi, begann, als auch die Tatsache, dass hier die »Bruderschaft« erwähnt wird, weisen auf die ursprünglich deutlich religiöse Ausrichtung der Tischlerzunft hin.⁹ Feierlich und streng hierarchisch ging es bei der dabei stattfindenden Verlesung der Innungsordnung und weiterer wichtiger Dokumente sowie wenig später bei der Obermeisterwahl selbst zu.

Die gewählten Obermeister waren neben der eigentlichen Leitung der Innung nicht zuletzt auch für die sichere Aufbewahrung der Bewaffnung für den Verteidigungsfall, der Innungslade, des Willkommenspokals und anderer Gerätschaften verantwortlich. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war es üblich, dass der jüngste Handwerksmeister den Innungsmitgliedern die quartalsweise stattfindenden Versammlungen anzusagen, die Beiträge der Zunftgenossen einzufordern und andere Hilfsdienste zu verrichten hatte.¹⁰

3. Das Nathanische Legat

Da in vergangenen Jahrhunderten keine Kranken- und Rentenversicherungen existierten, waren arbeitsunfähige Menschen auf private Hilfe angewiesen. Bei dem Nathanischen Legat handelt es sich um eine Spende von 100 Gulden, die durch Sabine Nathan in ihrem Testament vom 10. März 1605 benannt und nach ihrem Tod am 1. Februar 1612 eingesetzt wurde.¹¹ Sie handelte dabei im Auftrag ihres verstorbenen Mannes Moritz, der als »gewesener Bürger und Tischler allhier« aktenkundig ist. Er hatte die »Spende verordnet«, deren Verwaltung seine Witwe folgerichtig und wohl auf dessen Wunsch hin dem Berufsverband ihres Ehemanns übertrug.¹²

Die Zinsen des Legats, zunächst jährlich nicht mehr als 2–3 Gulden, mussten dem Thomaskantor und seinem Chor ausgezahlt werden. Dafür hatte der Thomanerchor am

⁹ Ein Rest dieser traditionellen Aufteilung des Geschäftsjahres lebte übrigens bis nach dem Zweiten Weltkrieg fort, indem vor Ostern alle Hobelbänke einer Tischlerei abgezogen und neu geölt wurden.

¹⁰ StA D, Codex Augusteus, Band 5, Sp. 777, Art. 30.

¹¹ StadtAL, II. Sektion, M 288, »Peter Hennigs von Manshold gegen Johann Mörsch, das Nathanische Legat betreffend, 1701«, S. 1.

¹² StadtAL, II. Sektion, T 436 »Das Tischlerhandwerk gegen Johann Joachim Wolff wegen unterlassener Auszahlung der Nathanischen Spende, 1732«, S. 1.